

Ruth Roma-Völz

Erlebte Geschichten

Als die „Judenschule“ brannte

„Dort werden Menschen unterrichtet, um die man sich am besten nicht kümmert.“ Solche und andere Argumente gebrauchten damals die Erwachsenen vor uns Kindern. Ich wohnte in der Choriner Straße im Prenzlauer Berg und schielte oft neugierig zu dem braungekachelten Gebäude hinüber. Später kamen dort noch andere fremde Menschen hinzu, und ich wunderte mich, dass sie selbst im Winter unbeschuh, Kohlen für den Kohlenhändler transportieren mussten. Kurz vor Kriegsende kam dann ein Tag, der sich mir mit all seiner Grausamkeit besonders tief einprägte. Nach einem Bombenangriff stand dieses Gebäude in Flammen. Seine schrecklich ausgemergelten, in Lumpen gehüllten Bewohner rannten auf die Straße. In dem Chaos gellten ihre angstvollen Schreie bis zu uns hinüber. Ein SA-Mann trat dazwischen, stieß brutal mit seinen Stiefeln eine alte Frau zu Boden, wobei er die Worte "Russenschwein" und anderes schrie. Ich konnte sein Gesicht erkennen. Es war der Besitzer des Lebensmittelgeschäftes, in dem wir immer unser Brot von der „Heinersdorfer Mühle“ einkauften. Meine Mutter erzählte dann Einiges über die Hintergründe des Faschismus, so dass ich schmerzhaft begriff, dass der SA- Mann, sonst so freundlich zu seinen Kunden, keine Einzelpersone dieser Zeit war.

Ein Mensch

Frau Händel wohnte in der ersten Etage unseres Hauses. Sie war eine besondere Frau. Hielt sie doch freiwillig, mehrere Kriegsjahre hindurch eine Jüdin in ihrer Wohnung versteckt. Diese war ihr bis dahin unbekannt. Sie hatte nur irgendwann mitbekommen, wie diese vor den Nazis floh. Frau Händel war mit einem hohen Offizier der Hitlerarmee liiert. Das schützte sie vor den neugierigen Nachbarn, worunter sogar fanatische Nazis waren. Selbst wenn bei Fliegeralarm Frau Händel bebrillt mit dieser Fremden das Haus verließ um nicht im eigenen Luftschutzkeller zu verbleiben nahmen das die anderen Bewohner nur zur Kenntnis. Kam ihr Lebensgefährte zu Besuch, schickte er einen einfachen Soldaten in die Wohnung um seinen Besuch anzukündigen. Wir Kinder waren einmal zugegen, wie dies geschah. Es klingelte an der Wohnungstür, Frau Händel schaltete schnell den Sender der BBC aus, und empfing strahlend, und nicht den Hitler- Gruß erwidern, jenen Soldaten. Sie scherzte mit ihm, umfing ihn zärtlich und schäkerte mit ihm. Der ließ sich das gerne gefallen, war sie doch eine junge, hübsche Frau. Nur wir Kinder waren erschrocken, kannten wir diese Art nicht an ihr. Dann verschwand er. Die Jüdin, kam schnell unter dem Bett hervor, wo sie sich versteckt gehalten hatte und wir hörten dann gemeinsam den Sender der BBC. Frau Perske, so hieß die verfolgte Jüdin, im übrigen war sie die Frau eines Nichtjuden, ist durch die Tat der großartigen Frau Händel am Leben geblieben. Leider erfuhr ich nach Jahren, als ich einmal die tapfere Frau Händel besuchte, dass sie nach dem Kriege nie etwas von der Jüdin gehört habe. Diese hatte mit ihrem Ehemann ein Geschäft aufgebaut was sie nur durch andere Leute erfuhr.

Rektor Gecks und mein Gesicht

Als ich die Volksschule besuchte hatte ich auch Unterricht in Rassenkunde. Das Fach wurde vom Direktor der Schule, Herrn Gecks abgehalten(die genaue Schreibweise des Namens weiß ich nicht mehr). Er gehörte natürlich der NSDAP an. Während des Unterrichtes holte er mich manchmal nach vorn und ließ die Kinder mein Gesicht ansehen. Dann erklärte er, wie und wo bei mir alle Merkmale der minderwertigen slawischen und jüdischen Rasse zu erkennen seien. Nach solchen ziemlich regelmäßigen Demütigungen war klar, dass keine Schülerin meine Freundin sein wollte. Tatsächlich war mein Vater ein jüdischer Rumäne. Wenn ich aus der Schule wieder nach Hause kam, sang ich – um mich zu beruhigen – Lieder berühmter Sänger nach. Dabei vergaß ich meine Umwelt und schmetterte manchmal so laut, dass es die ganze Straße hörte. Zuweilen ertönte auch Beifall. So hatte ich einen kleinen Triumph und gleichzeitig dachte ich: „Ihr seid nicht mehr wert als ich und so schön singen könnt ihr schon lange nicht.“ Vielleicht beflügelte mich dies auch dazu später Sängerin zu werden.

Mit Herrn Pinkus ging ich ins Theater

Während meiner Kindheit besuchte uns öfter ein dunkelhaariger, eleganter Mann, der Freund meiner ältesten Schwester Inge. Meine Mutter mochte ihn sehr, schimpfte aber manchmal, weil er sich nicht lange bei uns aufhielt, sondern fast immer gleich ins Theater wollte. Tatsächlich war der aus Stettin stammende Jüngling ein Theater-Liebhaber. Deshalb führte er Inge und mich recht oft ins Theater. Auch mich mochte er offensichtlich gern, denn sonst hätte ich nicht wohl immer dabei sein dürfen. Darüber war ich sehr glücklich, erlebte ich doch durch ihn Aufführungen, die mich später oft begleiteten. So denke ich immer noch gern an meine erste Operette „Manina“ von Nico Dostal. Übrigens wurde keine feste Bindung aus dem Verhältnis. Ich bekam es zufällig mit, als ich ihn eines Tages mit der Freundin einer Klassenkameradin wieder sah. Er erklärte mir, dass er als Mischling 2. Grades meine Schwester 1. Grades leider nicht heiraten dürfe. Er dürfe auch nur eine Frau 2. Grades besitzen und nahm später aus unserer Klasse die Esther zur Frau.

Die Zeichenstunde

Während meiner Schulzeit hatte ich einmal während der Mal- und Zeichenstunde ein merkwürdiges Erlebnis. Ein Mädchen hatte dies ausgelöst als es verspätet und keinesfalls leise den Klassenraum betrat. Karl Lefebber, ein sehr großer, fast dünner und sehr gutmütiger Lehrer unterrichtete uns. Wir mochten ihn alle sehr. Allerdings konnte er es nicht leiden, wenn man sich das Tuschwasser erst während der Schulstunde in die Klasse holte. An diesem Tag jedoch ging die Zuspätkommerin während der Stunde hinaus und schlug dabei auch noch laut mit der Tür. Als sie zurück in die Klasse kam gab ihr der Lehrer eine Ohrfeige. Und was tat sie? Sie schlug zurück und schrie dabei: „Ick laß ma nich von Dir schlag'n, Kalle!“ Daraufhin gab es eine solche Prügelei zwischen beiden, dass uns Hören und Sehen verging. Die kleine Dicke sprang an ihm hoch wenn sie Schläge austeilte, während er sich zum Schlagen zu ihr hinunterbückte. Dabei rannten die beiden durch das Klassenzimmer. Natürlich gaben wir unsere Kommentare dazu. Bis sich Herr Lefebber plötzlich besann und den Raum verließ. Die Kleine folgte ihm schreiend und sagte nur noch: „Ick jehe jetzt nach Hause und erzähl das meine Mutta“. Wenige Zeit später kam sie wieder, setzte sich und meinte nur: „Meine Mutta war nich zu Hause.“ Was aus beiden wurde, haben wir nie erfahren, auch nicht, warum der gutmütige Karl Lefebber sich in dieser Stunde so verhalten hatte.

Der Streuselkuchen im Krieg

Nicht immer wurden meine Geschwister und ich im Kriege satt – und Süßigkeiten und Kuchen konnte meine Mutter auch nicht großzügig verteilen. Der Stiefvater war übrigens im Krieg geblieben, also gefallen. So musste unsere Mutter allein für uns sorgen. Deshalb war es immer ein großes Fest, wenn sie Kuchen backte. Dabei durften wir auch etwas vom Teig schleckern. Diesmal war der fertig gebackene Kuchen in einen Schrank gestellt und vor uns in Sicherheit gebracht, damit er zu den Osterfeiertagen noch vorhanden war. Eigentlich war dieser Schrank für Bücher gedacht, meine Mutter las gern historische Romane und nur mit Mühe fand das Kuchenblech in ihm noch Platz. Und dann wurden wir ausgebombt. Der Schrank hing noch in den Trümmern des zweiten Stockwerks. Wir waren zwar traurig, kein Heim mehr zu besitzen, aber am schlimmsten beweinten wir den Streuselkuchen, von dem wir nun nichts mehr essen konnten.

Sie haben mich ja in eine peinliche Lage gebracht

Es war nach dem Kriege und meine Mutter gab einem jungen Lehrer (Neulehrer) in unserer Wohnung zum Wohnen ein Zimmer ab. Dieser lebte nun mit uns, wir waren 4 Kinder, 3 Mädchen und ein Junge wie in einer Familie zusammen. Nur sahen wir ihn kaum und gesprächig schien er auch nicht zu sein. Wenn er von der Schule kam war er immer sehr nervös und verschwand gleich in seinem Zimmer. Wie verwundert war ich aber als er eines Tages zu mir sprach: „Fräulein Ruth, Sie haben mich ja in eine peinliche Lage gebracht.“ Mit diesen Worten legte er mir ein Päckchen auf den Tisch. Ich öffnete es und entdeckte darin einen Schlüpfer von mir. Er sagte: "Nicht wahr sie stauen, ich aber erst... Als ich heute auf dem Weg zur Schule war, kam ein älterer Herr auf mich zu und sagte: „Junger Mann, nehmen Sie sich doch die Schlüpfer von der Schulter“. Ich bekam einen Lachanfall. Es war mir klar geworden, dass er sie mit seiner Schulter von der Leine heruntergeholt hatte als er das Bad verließ. Ich stellte mir vergnügt vor, wie viel Leute das Bild schon auf der Straße schmunzelnd bemerkt hatten.

Ein Treffen mit Probst Heinrich Grüber

Eines Tages bekam ich eine Einladung zu einem Treffen, den Ort weiß ich nicht mehr. Dort sollten sich rassistisch verfolgte Kinder treffen und einige schöne Tage miteinander verbringen. Der Absender war Probst Grüber, der während der Nazizeit viel für die Juden getan hatte. Es wurden wunderschöne Tage. Er war ein sehr gütiger Mensch und nahm uns auch recht verwegene Handlungen nicht übel. Ich weiß z.B. noch, wie Jungen einmal Betten auseinander nahmen und Bilder von den Wänden herunter holten. Probst Grüber blieb dabei stets väterlich und mit seinem Lächeln gelang es ihm immer, wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. An eine Geschichte erinnere ich mich noch besonders gut, weil ich daran beteiligt war. Es geschah in einer Kirche wo Probst Grüber die Predigt halten wollte. Jochim Silberbach, ein hübscher Junge und etwas verliebt in mich, hatte immer Streiche auf Lager. Dort schaffte er es sogar, mich in seine Abenteuer einzubeziehen. Gerade als die Predigt begann, sah er mich plötzlich unvermittelt an und grunzte leise. Dann kicherte er und gluckste los. Ich versuchte mich zu beherrschen, doch es gelang mir nicht. Deshalb beschwor ich ihn leise, damit aufzuhören. Das hörten die anderen Kinder und als sie meine Hilflosigkeit bemerkten, lachten sie laut los. So wurde die Predigt vorzeitig beendet. Probst Grüber blieb dennoch ganz ruhig. Er sprach einen lustigen Vers und verließ mit uns die Kirche. Das unbotstame Geschehen hat er so einfach ignoriert.

Der ehemalige Hitlerjunge im Büro für rassistisch Verfolgte des Naziregimes

Es war kurz nach der Wende, da erschien in einer Zeitung die Nachricht, dass ehemalige rassistisch Verfolgte in eine Dienststelle kommen möchten, wo man ihnen eine Entschädigung zahlen wolle. Insbesondere richtete sich der Aufruf an jene, die in der DDR keine Entschädigung erhalten hatten. Nach einigem Überlegen entschloss ich mich, dorthin zu fahren. Sehr freundlich empfing mich hier ein Herr und hieß mich, aus meiner Leidensgeschichte während der Nazizeit zu berichten. Ich sagte ihm, dass ich nicht im Konzentrationslager gewesen sei und keinen Stern tragen musste. Auf sein Drängen berichtete ich ihm jedoch von meinen Demütigungen während der Schulzeit durch den Rektor der Volksschule, einem Rassenfanatiker. Er fand das so furchtbar, dass er sich kaum beruhigen konnte. Dann versuchte er über die Jüdische Gemeinde herauszubekommen, ob mein Vater, der 1933 Deutschland verlassen musste, noch lebe. Der Versuch scheiterte. Schließlich erzählte er mir sehr ausführlich aus seinem Leben. Er sagte, dass er ein leidenschaftlicher Hitlerjunge gewesen sei. Für ihn war es eine Tragödie, als Hitler und das Reich kaputtgegangen waren. Er fühlte sich fast vernichtet. Dann fragte er mich, ob nicht auch mein Leben nach dem Zusammenbruch der DDR zur Tragödie geworden war. So ein Schock ist doch furchtbar. Hinzu käme, dass ich sogar zweimal solche schrecklichen Situationen erlebt hätte. Ich bejahte es. Als ich ihn so plaudern hörte, dachte ich, was für ein famoser Mensch, er doch ist. Plötzlich unterbrach er sich, blickte mich scharf an und fragte: „Waren Sie in der SED?“ Ich antwortete ohne zu zögern mit ja und betonte, dass es für mich der logische Weg gewesen sei. Er erstarrte, war plötzlich wie verwandelt und meinte: „Na da müsstest sie ja den Zusammenbruch vorausgesehen und alles vorher gewusst haben!“ Schließlich gab er nur noch Sticheleien und böartige Behauptungen von sich. Da erhob ich mich und sagte: „Sie lebten nicht in der DDR, deshalb haben sie ja ohnehin alles besser gewusst! Das aber ist wohl immer so!“ Ich bedankte mich formal für die Einladung und verließ den Raum. Auf dem Nachhauseweg freute ich mich, dass dieser begeisterte, ehemalige Hitlerjunge mich nun nicht weiter demütigen konnte.

Das Ei

Während meiner Tätigkeit als Sängerin im Staatlichen Gesangs- und Tanzensemble bekamen wir einmal nach dem Konzert einen prallgefüllten Korb mit Eiern überreicht. Mein Ensembleleiter bat mich, diesen Korb während der Rückfahrt auf dem Schoß zu behalten, um den Inhalt heil nach Berlin zu schaffen, was ich auch bereitwillig tat. Irgendwann fuhr der Bus nicht mehr ruhig, es ruckelte und wackelte stark und eines der Eier fiel vom Korb hinunter. Ich saß so, dass ich das Rollen des Eies beobachten konnte, war aber nicht in der Lage es aufzuheben, um es wieder an mich zu nehmen. Die anderen Insassen des Busses taten auch nichts dergleichen. Es war doch so spannend zuzusehen, wie das Ei von den hinteren Reihen bis nach vorn zum Fahrer rollte und umgekehrt zurückkullerte. Wenn ich mich recht erinnere ist es nicht einmal entzwei gegangen.

Endlich habt ihr gestrahlt

Der Komponist Eberhard Schmidt und Spanienkämpfer war einst der Leiter des Staatlichen Volkskunstensembles der DDR, dem auch ich als Gesangssolistin angehörte. Auf einer der Tourneen, ich glaube es war in Schwerthe-Westphalen hatten wir mehrere Auftritte. Dort traf er auf alte Spanienkämpfer. Sie hatten sich natürlich viel zu erzählen, was sie mit einigen Getränken besiegelten. Schließlich wollte er selbst den Chor dirigieren. Fritz Höft der Chorleiter warnte ihn davor. „Eberhard, Du kannst doch nicht dirigieren, lass das lieber sein!“ Aber dieser meinte trotzig: „Ich werde doch wohl meine eigenen Lieder dirigieren können“, sprang auf die Bühne und tat es. Er hampelte jedoch so herum, dass wir Sänger während des Singens ständig lachen mussten und kaum das Lied zu Ende brachten. Dann trat Eberhard vor uns hin und meinte anerkennend: „Endlich habt Ihr mal gestrahlt.“

Ist das der Werner Krumbein?

In meinem Hause wohnte ein Kind, welches sehr schüchtern war. Zu mir hatte es wohl Vertrauen und gab mir auch manchmal freiwillig die kleine Hand, wenn ich mit ihr sprach. Gerade redselig war das kleine Wesen allerdings nicht. Das alles ermutigte die Mutter, mir an einem besonderen Tag das Mädchen anzuvertrauen. Ich hatte vor mit der U-Bahn zu fahren und die Kleine stieg auch mit mir still und sanft in die Bahn ein. Während der Fahrt schrie sie plötzlich völlig ungehemmt los: „Tante Ruth, ist das der Onkel Krumbein?“. Sie zeigte dabei auf einen Mann, der einen Klumpfuß hatte. Er trug einen Geigenkasten unter dem rechten Arm. Offenbar hatte sie im Rundfunk öfter den Namen Krumbein, des Leiters eines Unterhaltungsorchesters ansagen gehört. Mir war das Verhalten der Kleinen recht peinlich, jedoch lachte der Herr freundlich und auch die Fahrgäste stimmten mit ein. Die Kleine bekam nicht mit, dass sie die Ursache für die Heiterkeit war.

Die Hand an der Tür

Vor einiger Zeit hatte ich die Angewohnheit, immer freitags meine Wohnung zu säubern. Putzen sagt man ja wohl heute dazu. Wenn ich mit dem Staubsaugen fertig war, und auch dem Staub zu Leibe gegangen war, öffnete ich noch meine Wohnungstür um diese von Außen leicht zu reinigen. An einem dieser Freitage also öffnete ich hierfür die Tür. Weil das Licht im Flur ausgegangen war ging ich schnell im Dunkeln über die betreffenden Stellen. Plötzlich schrie ich auf, denn ich hatte eine Männerhand angefasst, die sich rasch weg bewegte. Eine Männerstimme, eines offenbar angetrunkenen Mannes versuchte mich zu beruhigen. „Aber junge Frau, schreien sie doch nicht so, ich bin doch der Nachbar über Ihnen. Ich hörte Ihren Staubsauger und kam herunter um zu sehen, ob Sie mir meine Milch auf dem Fensterbrett mit Staub voll geschüttet haben.“ Er hatte offensichtlich immer seine Milch unzugedeckt auf dem Fensterbrett zu stehen. Ob ich der Täter war, wusste ich nicht, aber riet ihm sie künftig immer zuzudecken.

Der nackte Mann

Mein Ehemann Horst flog einst zu einer Tagung nach Ungarn. Diesmal konnte er mich mit auf die Reise nehmen. Wir bewohnten ein abgelegenes kleines Häuschen. Niemand war weit und breit zu sehen. Nach dem anstrengenden Flug legte ich mich genüsslich in mein Bett und schlummert tief ein. Mein Mann war inzwischen schon seiner Tätigkeit nachgegangen. Irgendwann entschloss ich mich aufzustehen und ich ging splitterfasernakt, es war eine heiße Sommerzeit, zum Badezimmer. Dabei sang ich fröhlich vor mich hin. Das Gleiche tat ein Mann der mir plötzlich entgegenkam. Er war ebenfalls unbekleidet. Wollte wohl auch das Badezimmer aufsuchen. Wir erschrakten, machten kehrt und ein jeder floh in sein Zimmer zurück. Meine Freundin wollte dann später wissen, wie er denn ausgesehen habe. Ich sagte verschämt, dass es wohl ein sehr gut aussehender junger Mann gewesen war. Aber so genau hatte ich vor Schreck nicht hingesehen.

Lied in zwei Tonarten

Mit einer Reisegruppe reiste ich vor einigen Jahren nach Vietnam. Es wurde eine unvergessliche Reise, von der auch viele meiner Dokumentationen zeugen. Dort war es auch üblich, dass wir der armen Bevölkerung kleine Geschenke mitbrachten und sie ihnen bei gegebenen Anlässen aushändigten. Einmal waren wir darauf nicht vorbereitet und erlebten gerade die Darbietungen eines großartigen Volkskunstensembles. Da kam die

Reiseleiterin zu mir und bat mich ein vietnamesisches Lied auf der Bühne vorzutragen. Das sollte dann unser Geschenk sein. Ich hatte ihr vorher beiläufig gesagt, dass ich ein vietnamesisches Lied im Repertoire habe, aber noch nie die Gelegenheit hatte es vorzutragen. Allerdings hatte ich nicht an einen so großen Rahmen gedacht, wusste ich doch nicht, ob meine Einstudierung richtig war. Es sollte nun hier gewissermaßen als Generalprobe ohne Begleitung erfolgen. Es half nichts, ich wurde angesagt, das Publikum klatschte schon und ich ging auf die Bühne. Dann begann ich die ersten Noten zu singen. Doch es stimmte etwas nicht, was war das nur? Hinter mir hatten sich schnell Musiker des Ensembles aufgebaut und begannen mich mit ihren Nationalinstrumenten zu begleiten. Das klang aber fremd. Dann sang ich einfach weiter und Gott sei Dank fanden wir schnell musikalisch zueinander. Große Freude auf allen Seiten. Nur ich war verwirrt. Wie konnte das passieren. Auf der Heimfahrt holte ich noch einmal das Notenblatt hervor und begriff alles. Ich hatte mir zu Hause, eine für mich günstige Tonart zurechtgelegt, die nicht mit dem Original übereinstimmte. Das Original hatte eine andere Tonart, was mich dann nicht interessierte, denn ich brauchte nur den Text der Landessprache, den ich nicht auswendig konnte. Deshalb hatte ich das Blatt in die Hand genommen und die Musiker spielten natürlich nach den Noten des Originals.

Das Moccaservice

Zur Zeit als ich in der Robert-Rössle-Klinik in Berlin-Buch arbeitete und u.a. Kulturprogramme gestaltetet, bat mich der Chef der Klinik, Prof. Gummel, welcher ein sehr musischer Mensch war, noch zuzüglich in das fertige Kulturprogramm die Schriftstellerin Hedda Zinner mit einer Lesung einzubauen. Sie wollte als Dank für die gelungene Operation auf ein Honorar verzichten. Allerdings war sie nicht bereit, mir den Inhalt des zu Lesenden zu sagen. Also setzte ich sie an das Ende des Programms, womit sie einverstanden war. Von der letzten Ausstellung der Genossenschaft Bildender Künstler war noch ein Moccaservice aus Meißen in einer Vitrine verblieben. Ich erbat mir von Prof. Gummel die Zusage, Frau Hedda Zinner dieses anschließend in seinem Namen überreichen zu dürfen. Er war damit einverstanden. Diese Vitrine stand dekorativ im Veranstaltungsraum und auch Hedda Zinner hatte, so schien es mir mehr als einmal begehrllich dorthin geblickt. Das Programm wurde ein großer Erfolg und zu meinem Erstaunen las Frau Zinner eine Geschichte vor, in der es um kitschiges Geschirr ging, welches ihr einst wohlgemeint von einer Frau im Ausland überreicht wurde. Sehr leicht fand ich nun den Übergang zum Präsent. „Liebe Frau Zinner, Herr Prof. Gummel und seine Mitarbeiter wollen Ihnen nun als Wiedergutmachung dieses schöne Service überreichen.“ Sie war so gerührt, dass sie mich an sich drückte, während Prof. Gummel nur: „exzellent, exzellent!“ murmelte. Nach vielen Jahren befand sich mein Ehemann wegen einer Operation in einem Krankenhaus. Er lag dort in einem Zweibettzimmer. Dort ergab es sich, dass ihm diese Geschichte einfiel und er sie dem anderen Kranken erzählte. Jener Mann stutzte und wir erfuhren, dass sich offensichtlich das Service in dessen Wohnung befände. Seine Frau hatte es als Dank für die aufopferungsvolle Krankenpflege von der damals sehr kranken Schriftstellerin erhalten. Nachdem unsere beiden Männer wieder gesund aus dem Krankenhaus entlassen waren lud uns die Familie zu einem Besuch ein. Dort konnte ich mich davon überzeugen, dass es sich bei dem geschenkten Moccaservice, welches in einem hübschen Jugendstilschrank stand tatsächlich um das gleiche handelte, welches Hedda Zinner von Prof. Gummel durch mich damals erhielt.

Das Geschenk von Franz Fühmann

Franz Fühmann verehrte ich schon, bevor ich ihn persönlich kennen lernte. Ich verschlang begeistert und manchmal tief erschüttert fast alle seine Bücher. Mit dem „Judenauto“ hatte es begonnen, Es folgten „Gedichte und Nachdichtungen“, „Kabelkram und blauer Peter“, die „Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens“ sowie die letzten Erzählungen in „Das Ohr des Dionysios“. Das schlichte Gedicht „Die Weisheit der Märchen“ war ein typisch gedankenschwerer Fühmann, der mir ja schon in seinen selbstkritischen Bekenntnissen, er war Offizier in der Hitler-Armee gewesen, aufgefallen war. Diese Texte wählte ich bei eigenen Veranstaltungen gern aus und trug sie vor. Später lernte ich ihn persönlich kennen. Ich war damals in der (Ost-) Akademie der Künste als Pressereferentin und Öffentlichkeitsbeauftragte angestellt. Er selbst war Mitglied der Akademie und kam oft in mein Arbeitszimmer um sich Presseinformationen abzuholen. Dabei unterhielt er sich gern mit mir. Irgendwann erzählte ich ihm von dem Buch „Die Zwangsjacke“ von Jack London und meinte, dass mich dieses Buch sehr gefesselt habe. Voller Freude stellte ich fest, dass auch er von diesem Werk begeistert war. Als er erfuhr, dass es mir abhanden gekommen war, kam er einige Tage später zu mir und schenkte mir sein privates Exemplar. Dabei entschuldigte er sich noch, dass eines seiner Kinder darin Bleistiftkritzeleien vorgenommen hätte.

Für Sie gilt auch das Rauchverbot!

Eine Wahlveranstaltung mit dem Liedersänger und Arzt Karl-Heinz Bomberg

Ich hatte mich von der Akademie der Wissenschaften abwerben lassen, um einen Seniorenklub in Berlin-Pankow zu übernehmen und freute mich schon auf meine Arbeit insbesondere in der Kultur. Viele Sänger, Instrumentalisten, und Autoren, wie Günter Rücker, Heinz Kahlau, Gerhard Branstner, John Erpenbeck, der Komponist Kurt Schwaen u. a., ja selbst Artisten traten bei mir auf. Diese letzte Arbeitsstelle wurde dann aber meine schwierigste, weil ich unter der „Fuchtel“ einer selbstherrlichen und dümmlichen Funktionärin stand. Auch gehörte sie der Kreisleitung der Partei an und sorgte mit allen Mittel dafür, dass keine politischen Eigenmächtigkeiten in der Kulturarbeit geschahen. Ich hatte mich allmählich daran gewöhnt, in den Arbeitsberatungen die Zielscheibe des Spotts und Zynismus zu werden. Aber einmal wurde es mir zu viel und ich bat um ein Gespräch in der oberen Leitung. Dort wurde ich auch freundlich empfangen und ich schilderte meine Probleme. Als ich aber schließlich mitbekam, dass man hier mit meiner Leiterin, Porada in einem Bunde war, packte mich die Wut. Ich sagte, ich hätte manchmal den Eindruck, in die Nazizeit zurückversetzt zu sein. Nun wurde für mich alles nur noch schlimmer. Die anderen Klubleiter nahmen an den "Spielchen" gegen mich teil, denn sie waren der Leiterin treu ergeben und hatten außerdem keine größeren kulturellen Ambitionen. Dann kam ein Tag, der mich schließlich fast in einen glücklichen Rausch versetzte. Nach Reinhold Andert, hatte ich als nächsten Liedersänger Karl-Heinz Bomberg mit einem Programm verpflichtet. Irgendein Interpret warnte mich davor, weil seiner Meinung nach Bomberg auf der schwarzen Liste im Zusammenhang mit Biermann stünde. Ich sah die Texte durch und hatte nichts daran auszusetzen. Als die Kreissekretärin Porada von dem geplanten Auftritt erfuhr, reagierte sie prompt. Sie schickte zwei Männer vermutlich aus der Kreisleitung ins Haus, die meine beiden Mitarbeiterinnen aufforderten, das Plakat mit Bomberg zu entfernen. Diese wehrten sich und sagten, sie hätten mit Kultur nichts am Hut. Sie gäben nur das Mittagessen aus und, sie sollen sich an die Leitern Ruth Völz wenden. Als sie zu mir kamen und auch nicht ihr Ziel erreichten, wurde eine Wahlveranstaltung aus einem anderen Haus in meinen Klub umgelegt. Nun glaubte meine Leiterin, dass ich endlich das Plakat abmachen würde, was ich aber nicht tat. Die Wahlveranstaltung begann pünktlich am 6.4.1989 um 14 Uhr. Bei den langatmigen sinnlosen Ausführungen unterbrach ich die Frau Porada. Ich lobte die Leistungen, die sie dem Klub habe angedeihen lassen. Dann fügte ich hinzu: „Auch aus diesem Grunde habe ich einen Interpreten mit besonderem Engagement eingeladen. Er wird ein kulturvolles Programm mit Liedern vortragen“. Dabei schob ich ihn in den Raum. Frau Porada war sprachlos und der Sänger trug sein Programm vor, das auch Wünsche und etwas Kritik enthielt. Meine Senioren und das andere anwesende Publikum applaudierten öfter stark. Die Leiterin, eine starke Zigarettenraucherin, wurde nervös und begann gewohnheitsmäßig zu rauchen. Völlig unvermittelt stand ein älterer Herr auf. Lautstark protestierte er: „Machen Sie sofort die Zigarette aus! Sie müssten doch eigentlich wissen, dass hier im Klub das Rauchen nicht erlaubt ist!“ Sie zerdrückte angstvoll die Zigarette und verließ den Raum. Der Herr ging zur Garderobe und wollte auch das Haus verlassen. Ich folgte ihm strich ihm glücklich über sein Gesicht und bedankte mich für diese großartige Unterstützung. „Ich habe ja verstanden, dass es Ihnen nicht allein um das Rauchen ging.“

Verteidigungsrede in der Kreisleitung

„Sie sehen heute so traurig aus Ruth, haben Sie Kummer?“ Das fragte mich Dr. Vollny eines Tages, als ich zur Prüfung in Harmonielehre zu ihm kam. Ich hatte sie bei ihm für das Staatsexamen an der Musikhochschule (im Abendstudium) abzulegen. Zögernd berichtete ich ihm den Grund meiner Verstimmung. Während einer Versammlung, an der wir Mitarbeiter des Kreiskulturhauses vom Prenzlauer Berg teilzunehmen hatten, sprach kürzlich ein mir bekannter Kollege des Rundfunks über die Judenverfolgung. Nach seinen sehr interessanten Ausführungen wurden wir zur Diskussion aufgefordert. Die meisten meiner Kollegen enthielten sich wie stets der Stimme. Ich aber bezweifelte, dass die Juden in der Nazizeit hauptsächlich von den Amerikanern Asyl bekommen hätten und sagte das auch. Mir rutschte dabei die Bemerkung heraus, solches neulich vom RIAS gehört zu haben. Danach war eine entsetzliche Stille im Raum. Joachim Luzius der Vortragende guckte mich mitleidig an. Er ahnte offensichtlich was nun geschehen würde, war doch das Anhören von „Feindsendern“ nicht erlaubt. Und dann kam auch schon am nächsten Tag eine Vorladung zur Bezirksleitung der SED. Die Gründe wurden in solchen Fällen meist nicht angegeben. Dr. Vollny war erschüttert und sagte nach kurzem Überlegen: „Wissen Sie was Ruth, Sie müssen den Spieß umdrehen. Sie waren doch eine Rassisch Verfolgte in der Nazizeit. Fragen Sie die Funktionäre, ob sie sich nicht schämen würden, gerade einer ehemaligen Halbjüdin Derartiges anzutun. Erinnern Sie sie an ihre Qualen in der Hitlerzeit.“ Ich meinte hilflos, dass meine Mutter mich immer zur Bescheidenheit erzogen habe, und ich mich nicht heraus-

stellen könne. „Genau deshalb müssen Sie sich diesmal anders verhalten. Sie müssen die Leute schockieren. Sie sind diesmal der Ankläger“. Als ich am Tage der Vorladung dann den Raum betrat empfing mich zunächst eine eisige Atmosphäre. Man warf mir vor, mit meinen Reden besonders die jungen Kollegen zu verderben. Zunächst blieb ich eine längere Zeit passiv. Dann handelte ich, wie es mir mein Lehrer geraten hatte. Ich griff sie an und die Funktionäre waren verstört. Sie versuchten mich zu beruhigen, entschuldigten sich und meinten, dass sie von meiner schrecklichen Vergangenheit nichts gewusst hätten, usw., usw. Als einer von ihnen noch behauptete, nur mein Bestes zu wollen, ging ich wütend zur Tür. Zwei aus dem Raum folgten mir bestürzt, legten die Arme um mich, erkundigten sich nach meiner Gesundheit und geleiteten mich, immer wieder beruhigend auf mich einredend fast zärtlich hinaus.

Kurt Ninnig, ein wahrer Freund konnte auch nicht helfen

Während meiner Zeit beim Deutschlandsender in der Nalepastraße hatte ich einen wunderbaren Redaktionsleiter. Vier Jahre arbeitete ich mit diesem prächtigen Freund in einem Redaktionszimmer zusammen und habe viel von ihm für die Programmarbeit gelernt. Zunächst war ich noch schockiert als mich Kurt Ninnig am ersten Tag meiner Tätigkeit mit den Worten empfing: „Sie müssen leider mit dem Stuhl eines kürzlich verstorbenen Musikredakteurs – er soll an Krebs gestorben sein – vorlieb nehmen. Ich glaube aber, dass es der Ärger war, der ihn zugrunde richtete.“ Er fügte noch hinzu: „Ich hoffe nicht, dass es ansteckend ist und heiße Sie herzlich als erste Frau auf diesem Posten willkommen.“ Kurt Ninnig, ein interessanter, gütiger Mensch und ehemaliger Anarchist, war zunächst in die SED eingetreten. Er hatte sie aber aus Protest wieder verlassen, als man ihn überprüfen wollte. In seiner ausgesprochen ehrlichen Natur haste er Lügen und Speichelleckerei. Einmal war ich dabei, als der musikalische Oberleiter ihm zu seinem runden Geburtstag überschwänglich gratulierte. Ich hatte längst mitbekommen, dass dieser den wahrheitsliebenden Kurt eigentlich nicht mochte, und sogar ein bisschen fürchtete. Er betrat also unser Arbeitszimmer, ging mit weit ausholenden Bewegungen auf Kurt zu und gratulierte ihm in einer langen salbungsvollen Rede: „Lieber Kurt, ich gratuliere Dir zu Deinem Ehrentage und wünsche Dir usw. usw. ...!“ Danach übergab er ihm einen riesigen Blumenstrauß. Kurt hörte lachend zu und schlug dem Martin Hattwig mit der Riesenpranke eines ehemaligen Zimmermannes kräftig auf die Schulter, so dass dieser auch nicht gerade schmächtige Mann fast umgefallen wäre. Dann sagte strahlend: „Ich danke Dir lieber Martin für Deine Glückwünsche, auch wenn Deine Worte gelogen waren. Aba, Du hast dir ja große Mühe jejeben!“

Irgendwann musste er mit mir zur Intendanz wegen eines Programms, das ich zusammengestellt hatte. Ahnungslos betraten wir das Intendantenzimmer. Dort waren die Intendanten des Rundfunks, Genossen und Kollegen der Partei- und Gewerkschaftsleitungen anwesend. Zunächst fiel kein Wort. Dann wurde ein Band eingespielt, welches ich als das von mir zusammengestellte erkannte. Ich begriff nicht was das sollte. Kurt streichelte meine Hand. Und dann begann ein furchtbares Geschrei. Besonders die Intendantin des Berliner Rundfunks, Herta Classen brüllte mich an. „Was hasst Du Dir dabei gedacht?“ Heinz Geggel, Intendant des Deutschlandsenders und Andere schlossen sich ebenfalls schimpfend an. Schließlich begriff ich, dass mein Programm wohl politisch nicht die „richtige“ Linie getroffen hatte. Dabei stammten alle Titel aus der hoch gelobten Produktion des MDRA. Bekannte Komponisten, wie Eisler, Dessau und Forest hatten sie im Rundfunk in Schnellproduktionen zu aktuellen Ereignissen komponiert. Kurt Ninnig sagte um mir zu helfen, dass unserer oberer Leiter, Träger vieler Auszeichnungen, den häufigen Einsatz der Titel wünsche und darüber Statistiken anfertigt. Daraufhin sagte lächelnd der Erste Sekretär der Parteileitung des Rundfunks zu mir: „Also, liebe Ruth, wenn Jemand von Dir verlangt, geh jetzt auf den Kudamm und schreie „Rot Front“, dann tust Du es wohl auch gleich?“ Ich konnte schließlich alles nicht mehr ertragen und sagte sehr deutlich, keineswegs laut: „Soviel Schwachsinn in den Köpfen von Intendanten und Parteileitungen hätte ich nie für möglich gehalten. Aber schließlich habe ich tatsächlich früher schon Ähnliches getan.“ Wenn meine kommunistische Mutter mir als Kind Flugblätter in mein Hemdchen steckte und damit auf die Straße schickte, habe ich sie verteilt. Aber das ist lange her.“ Damit erhob ich mich und verließ das Intendantenzimmer. Kurt Ninnig folgte mir. Er schickte mich gleich nach Hause murmelte vor sich hin: „Dieser verdammte Stuhl scheint wohl doch ansteckend zu sein!“ In der Nacht darauf bekam ich mächtige Kopf - und Schluckbeschwerden. Als ich mich, obwohl die Schmerzen kaum erträglich waren in den Rundfunk begab, kam mir Kurt besorgt entgegen, schickte mich gleich zum Arzt. Eine rechtsseitige Gesichtslähmung hatte mich entstellt.

Um Mitternacht in Cuba

Auf einer Reise in Cuba hielt einmal gegen Mitternacht unser Reisebus an. Eine Pause war nötig geworden. Irgendwer wusste, dass ich Sängerin bin, bald war auch ein ausländischer Journalist zugegen der die Reisegesellschaft in die Musikhochschule führte. Als wir dort zu so später Stunde ankamen erlebten wir mit Erstaunen noch eine Probe mit Kindern. Die Chorleiterin wurde von dem Journalisten in der Probe unterbrochen und von meinem Beruf und Land informiert. Sofort wollte sie, dass ich ihr etwas vorsingen müsse. Ich dachte an ein Volkslied, denn so ohne Einsingen und evtl. Proben ist eine anständige Leistung kaum möglich. Jedoch zu meinem Erstaunen wünschte sie die Nationalhymne der DDR zu hören. Meine Mitstreiter drängten mich, sangen aber nicht mit. So geschah es, dass in der Musikhochschule von Santiago de Cuba gegen Mitternacht eine einzelne Stimme die Nationalhymne der DDR sang. Mir gefiel übrigens während der ganzen Urlaubszeit die Spontaneität der Kubaner wenn es ums Singen, oder Musizieren ging. Ich habe nirgends sonst so oft mit Musikanten in unwirtlichen Räumen oder auch draußen musiziert. Besonders begeisterte es sie wenn ich Fermaten bei hohen Tönen machte. Dieser Beifall, der bei "Adios mariquita Linda" und anderen ihrer Lieder dann folgte ist mir unvergesslich.

Die Erkenntnis

Es war die Zeit, als noch Tomaten und Obst in der DDR schwierig zu bekommen waren. Umso froher war ich als ich einmal in einer mir unbekanntem Gegend einen Gemüseladen fand, bei dem ich Tomaten und das kurz vor Feierabend erhielt. Ich fragte die Verkäuferin ob diese noch fest seien, denn dann würde ich gleich ein Kilo davon kaufen. Sie bejahte es, ich bezahlte und ging fröhlich davon. Als ich dann zu Hause angekommen die Tüte öffnete entdeckte ich, dass von dem Kilo nur zwei Tomaten genießbar waren. Ich wusste nun, dass ich schnell handeln musste, also fuhr ich gleich früh am nächsten Tag wieder in diese Gegend. Im Gemüseladen angekommen standen viele Menschen offenbar nach neuer Ware an. Unter dem Knurren der Anstehenden ging ich nach vorn zur Verkäuferin und verlangte die Chefin zu sprechen. Ich wollte mich nur bei der Leiterin bedanken. Das hatte dann auch ein schnelles Erscheinen bewirkt. „Sie wünschen bitte?“ fragte mich die Verkaufsstellenleiterin mit honigsüßer Miene. Ich sagte: „Ich möchte nichts kaufen, sondern mich nur bedanken.“ „Bedanken, wofür?“ meinte diese. Ich fuhr fort: „Bedanken für eine neue Erkenntnis, die ich durch Sie gewonnen habe.“ Ziemlich hilflos lächelte sie und auch die Anstehenden verstanden meine Worte nicht. Ich fuhr fort: „Ja, wissen sie, dass man beim Tomatenkauf manchmal Pech haben kann und ein bis zwei davon nicht mehr genießbar sind war mir bisher nicht neu, dass aber von einem Kilo nur zwei Stück für den Verzehr geeignet sind, zu dieser Erkenntnis haben Sie mich gebracht und dafür möchte ich mich nur herzlich bedanken.“ „Aber, aber, ich ersetze sie Ihnen, erwiderte die Dame. Da sagte ich nein, und bedankte mich noch einmal für die Erkenntnis die ich nur durch sie gewonnen habe. Ganz verdattert ging sie in ihr Büro zurück, während die Verkäuferin und die Kunden mir mit merkwürdigen Blicken nachsahen.

Zigaretten vor der S-Bahn

Auf dem Bahnhof Lichtenberg wollte ich eines Tages in die S-Bahn einsteigen, welche mich zum Ostbahnhof bringen sollte. Da beobachtete ich junge Leute, die vor dem Einsteigen achtlos angezündete Zigaretten vor den Zug warfen. Ich war guter Laune, darum erregte mich das auch nicht weiter, hob aber dennoch schnell eine Zigarette auf stieg in die Bahn ein und überreichte sie freundlich lachend einem dieser Burschen. Dieser guckte verwirrt. Da sagte ich zu ihm: „Nehmen Sie sie doch, ich gebe sie Ihnen gern, weiß ich doch wie das ist, wenn die Eltern so wenig Taschengeld geben.“ Der Junge stutzte und auch die neben ihm Stehenden waren ganz perplex. Ich fuhr fort: „Zieren Sie sich doch nicht so, ich gebe sie Ihnen gerne, bin ja auch mal jung gewesen.“ Damit drückte ich ihm die Zigarette in die Hand und er nahm sie auch. Dann setzte ich mich ruhig in seine Nähe und beobachtete unauffällig, was geschehen würde. Doch weder er, noch die anderen reagierten. Sie fuhren die ganze Zeit ganz ruhig, mich nur ab und zu musternd weiter. Ich hatte eigentlich eine andere Reaktion erwartet.

Ein Liebesbrief

Etwa in der nämlichen Zeit hatte ich eine Schachtel Gebäck eingekauft. Der Geschmack war köstlich, auch war ich von der Frische der Kekse so begeistert, dass ich dies dem Betriebsleiter der Firma mitteilte. Es wurde kein einfaches Dankschreiben. Nein, ich dichtete noch eine Liebeslyrik hinzu. Darin gab ein Verliebter seiner Holden die den Namen der Firma trug viele heiße Küsse und schwelgte in Hochgenüssen. Als ich

den Brief abgeschickt hatte vergingen einige Wochen. In dieser Zeit überlegten einige meiner Freunde, wie wohl die Reaktion auf den „Liebesbrief“ sein würde. Die einen meinten, dass der Brief nicht beantwortet werden würde, weil ihn ja bestimmt eine Verrückte geschrieben habe. Und der brauche man ja nicht zu antworten. Ein anderer sagte: „Da hast Du ja was Böses angerichtet. Der Leiter bekommt bestimmt einen Herzinfarkt, weil er ein Lob nicht gewöhnt ist“. Die pessimistischen Meinungen unter den Freunden nahmen zu, bis die Antwort eintraf. Sie hatte die Gestalt einer weitaus größeren Packung nämlicher Kekse. Ein Brief lag dabei. Sie teilten darin mit, dass dieser Keks nun die Weiterentwicklung davon sei und wünschten mir hierzu guten Appetit. Zu meinem Bedauern stellte ich leider fest, dass dieses Gebäck, wie so manches andere knochentrocken war.

Mimosen mitten im Winter

In einer meiner Veranstaltungen, die ich in Seniorenklubs von Berlin gestaltete, wirkte neben mir auch eine Schauspielerin mit. Sie trug diesmal eine Geschichte vor, worin eine Person, die sich im fernen Land aufhält ganz begeistert ausruft: „Ach ja, Mimosen, Mimosen, mitten im Winter.“ Eine alte Dame unterbrach durch den Saal schreiend die Schauspielerin mit den Worten: „Ja, ja, nicht einmal die gibt es bei uns im Sozialismus!“ Meine Partnerin hatte Mühe, die Fortsetzung ihres Textes zu finden.

Wir wollen Sie hier nicht

Irgendwann, kurz nach der Wende verpflichtete mich die Leiterin eines Seniorenheimes in Berlin Wilmersdorf. Ich hatte auf ihren Wunsch, mit meiner Konzertgitarristin ein musikalisch-literarisches Programm der Opera Buffo vorbereitet. Als ich mit dem ersten Titel begann unterbrach mich gleich eine Frau und schrie mit schriller Stimme: "Aufhören, wir wollen Sie hier nicht haben." Mir gelang es dennoch, das Programm bis zum Ende durchzuführen. Der Grund zum Weitermachen war, dass alle anderen anwesenden Leute mit großem Beifall die Darbietungen belohnten. Dennoch kostet so etwas viel Kraft. Nachdem ich wieder in das Büro zurückgegangen war entschuldigte sich die Leiterin für das Verhalten dieser Frau uns meinte, ihr habe das Programm außerordentlich gefallen. Dann klopfte es zaghaft an die Tür. Eine Gruppe von Frauen kam herein und entschuldigte sich ebenfalls bei mir. Sie stimmten der Meinung der Leitung zu und meinten, dass diese Dame sich öfter so störend verhielte.

Ach – Sie sind aus dem Osten

Ein ganz anderes Erlebnis hatte ich, ich glaube es war in Charlottenburg, wo ich zu einer Lesung in einen Klub eingeladen wurde. Dort hatte ich ein sehr aufmerksames Publikum, welches intensiv zuhörte und an den richtigen Stellen schmunzelte, oder lachte. Es war die so berühmte „Stecknadelatmosphäre“. Kurz vor Ende der Veranstaltung unterbrach mich dennoch freundlich eine Frau mit den Worten: „Ach, Sie sind aus dem Osten?“ Als ich verwirrt nickte, öffnete sie ihre Handtasche, zog die Geldbörse heraus und wollte mir Geld schenken. Ich war ganz gerührt, versicherte aber, dass ich ein gutes Honorar erhalten würde. Sie steckte nun das Geld wieder ein und erbot sich, mich anschließend zu meiner Bahn zu geleiten. Es könnte ja sein, dass ich mich hier noch nicht so auskenne. Mehrere Personen schlossen sich dann ihr an. Ich überlegte, woran sie wohl erkannt hatten, dass ich aus dem östlichen Teil Berlins gekommen war. Da fiel es mir ein. Ich hatte mehrmals das Wort „wir“ und „uns“ benutzt. Z.B., als ich ihnen sagte, dass „unser“ großartiger Schriftsteller Franz Fühmann leider schon verstorben sei.

Chorgesang auf der Toilette

Mit einer Reisegruppe fuhren wir nach der Wende nach Italien. Dort waren selbstverständlich auch Opernbesuche geplant. Einer dieser Besuche galt der Stadt Bologna wo es La Traviata geben sollte. Vor der Aufführung war noch Zeit genug um eine Kleinigkeit zu essen und wir taten dies in einem unauffälligen Restaurant ganz in der Nähe. Nach dem Essen wollte ich die Toilette aufsuchen und geriet in einen winzigen Raum, mit nur zwei Sitzgelegenheiten. Was mich verwunderte war die Tatsache, dass hier die Männer anstanden und nur eine Frau daneben stand. Was soll's dachte ich und gesellte mich hinzu. Plötzlich fing die Dame einige Takte aus der Traviata zu singen und hakte sich frohgemut bei mir ein. Na wenn es so üblich ist, dachte ich, dann singe ich halt mit. Diese Arie konnte ich italienisch singen. Die Dame war begeistert und schließlich sangen alle wartenden Männer lachend mit. Sogar jener, welcher gerade auf dem Trönchen saß. Er öffnete hierzu etwas die Tür und schmetterte lautstark mit. Als die Dame schließlich mit Avanti popolo den Gesang

fortsetzen wollte öffnete sich die andere Tür aus der eine deutsche Touristin kam und ich schob sie hinein.
Später sahen wir uns vor dem Opernhaus wieder.

Redaktionsschluss 28.1.07